

/// Impulsive Führung im Weißen Haus

DIE TRUMP-TRANSITION

MANFRED GROß /// Trumps populistisch geführter Wahlkampf sowie seine turbulente Präsidentschaft dominieren die Analysen in Medien und Fachzeitschriften. Gleichwohl war bereits die Transition, also die Zeit zwischen dem Wahltag im November 2016 und der Amtseinführung im Januar 2017, „typisch Trump“. Der folgende Beitrag gibt einen Überblick über präsidentielle Führungsstile und zeichnet die Trump-Transition nach.

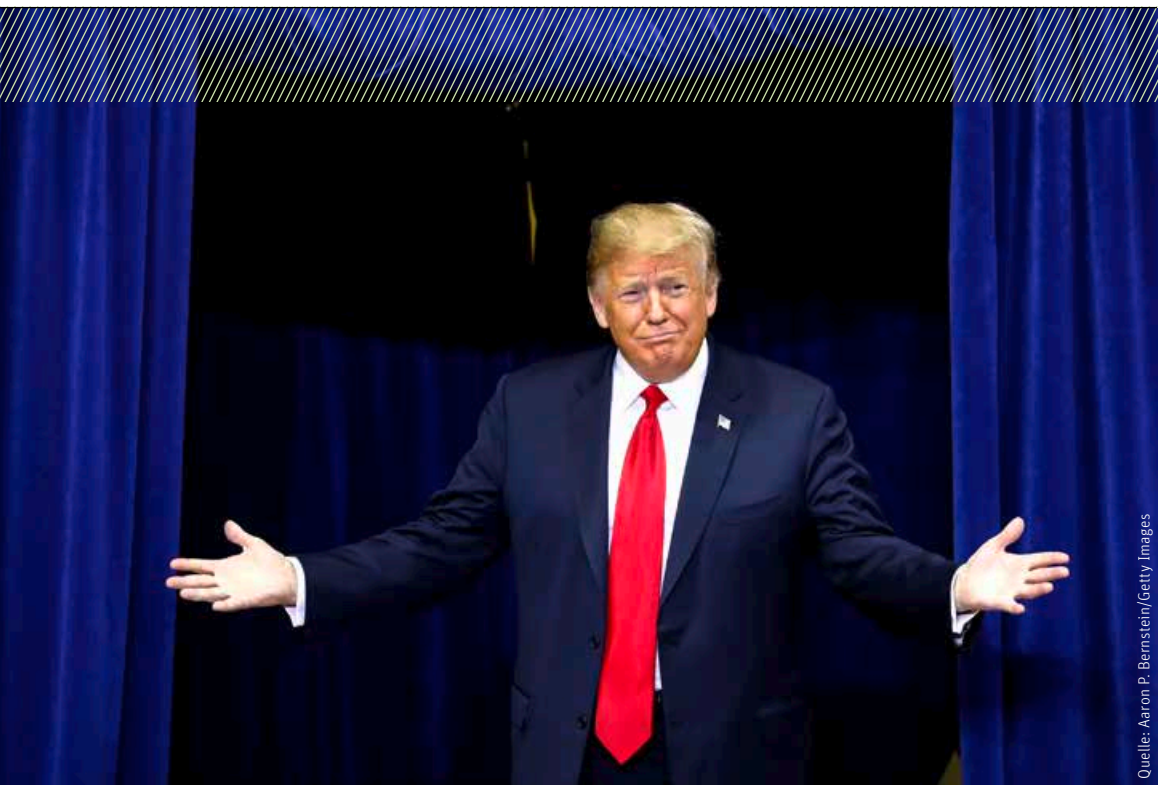
Transitionen im Spiegel der Zeit

Die Übergabe der bundesstaatlichen exekutiven Gewalt des amtierenden Präsidenten an den gewählten Präsidenten wird als präsidentielle Transition bezeichnet. Formell begann die Transition von Barack Obama zu Donald Trump nach dem Wahltag, dem 8. November 2016 und endete mit der Amtseinführung am 20. Januar 2017. Sie dauerte damit genau 73 Tage. Um die Trump-Transition bewerten zu können, wird sie in ihren historischen Kontext gerückt und es werden dabei auch die ersten beiden Amtsjahre Trumps bedacht.¹

Historisch waren Transitionen in den ersten anderthalb Jahrhunderten der USA relativ einfach zu managen, da die Institution der Präsidentschaft überschaubar war. So hielt sich der Aufwand der Transition Dwight D. Eisenhowers in Grenzen.² Sein Nachfolger John F. Kennedy bat bereits während der Wahlkampagne den Anwalt und späteren

Verteidigungsminister Clark Clifford und den Politikwissenschaftler Richard Neustadt um ein Memorandum für einen geordneten Transitionsprozess. Im Jahr 1963 schließlich verabschiedete der Kongress ein Gesetz (Presidential Transition Act), das vor allem die Finanzierung der Transition regelte. Als Richard Nixon 1968 zum Präsidenten gewählt wurde, plante er akribisch die Transition, hielt aber einen ausgeklügelten Prozess für nicht erforderlich. Jimmy Carter initiierte die moderne Ära elaborierter Transitionsplanung. Er kam als Gouverneur des Bundesstaates Georgia mit re-

Der geordnete **MACHTÜBERGANG** im Weißen Haus wird immer komplexer.



Showtime für den 45. Präsidenten der USA: Donald Trump ist immer für eine Überraschung gut.

lativ wenig Erfahrung ins Weiße Haus und war daher auf ein formalisiertes Prozedere angewiesen.

Einen weiteren Schritt tat vier Jahre später Ronald Reagan, der ebenfalls keine Washington-Erfahrung hatte. Er begann mit der Transitionsplanung im Frühjahr 1980 und setzte Arbeitsgruppen ein. Als George H. W. Bush 1989 das Weiße Haus übernahm, war er bereits Vizepräsident. Zudem sah er die Reagan-Transition als zu aufwändig an. Oberflächlich war die Bush-Transition geschmeidig, aber darunter brodelte es, weil Bush seine eigenen Leute in Ämter hievte, die von Reagan-Mitarbeitern besetzt waren und die davon ausgingen, dass sie diese behalten würden. Bill Clinton koordinierte seine Transition aus Little Rock, der Hauptstadt des Gliedstaats Arkansas. Dort war er vor seiner Wahl zum Präsidenten Gouver-

neur gewesen. Dass er zugleich Teams in Washington aufbaute, komplizierte den Prozess, da seine Mitarbeiter in Little Rock und Washington bereits während der Transition um Macht, Einfluss und Ämter in der neuen Regierung konkurrierten. Zwar konnte Clinton die meisten Kabinettsmitglieder rechtzeitig ernennen, doch die Besetzung einiger wichtiger Mitarbeiter im Weißen Haus verzögerte sich und sorgte für einen holprigen Start seiner Regierung.

George W. Bush schaffte im Vergleich zu Clinton einen relativ geregelten Amtsübergang – trotz einer fünfwöchigen Verzögerung, bis der Oberste Gerichtshof seinen Wahlsieg entschieden hatte. Sein Team begann bereits vor der Entscheidung mit der Transitionsplanung. Aber auch bei Bush verzögerte sich die Ernennung wichtiger Mitarbeiter. Barack Obamas Transition war im

Grafik 1: Präsidenten

Präsidenten der USA	
Dwight D. Eisenhower	1953 – 1961
John F. Kennedy	1961 – 1963
Lyndon B. Johnson	1963 – 1969
Richard Nixon	1969 – 1974
Gerald Ford	1974 – 1977
Jimmy Carter	1977 – 1981
Ronald Reagan	1981 – 1989
George H. W. Bush	1989 – 1993
Bill Clinton	1993 – 2001
George W. Bush	2001 – 2009
Barack Obama	2009 – 2017
Donald Trump	seit 2017

Quelle: Manfred Groß

● Demokrat ● Republikaner

Grunde erfolgreich. Trotz der düsteren ökonomischen Lage konnte sich Obama kurz nach Amtsantritt seiner Agenda widmen. Der Erfolg der Obama-Transition muss aber auch George W. Bush zugerechnet werden, der sich außerordentlich kooperativ verhielt.³ Eines lehrt uns die Geschichte der Transitionen moderner Präsidenten immerhin: Der geordnete Machtübergang im Weißen Haus wird immer komplexer.

Herausforderungen für den gewählten Präsidenten

Transitionen stehen vor mehreren Herausforderungen, die im Spannungsbogen zwischen Kontinuität und Wandel verlaufen. Gewählte Präsidenten und ihre Berater sind in der Regel immer skeptisch gegenüber der Bürokratie. Sie sollten sich stets drei Herausforderungen bewusst sein: Erstens kann es dazu kommen, dass sich im Siegesrausch der gewonnenen Wahlen eine gewisse Arroganz und Hybris der Sieger breitmacht.

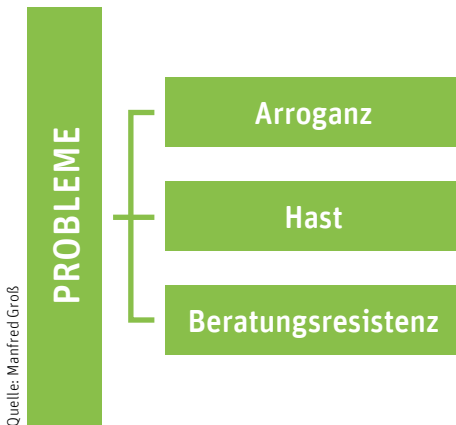
Zweitens laufen neu ins Amt getragene Präsidenten Gefahr, hastige Entscheidungen zu treffen und ihrer Agenda mit Überreaktionen Geltung verschaffen zu wollen. Drittens können gewählte Präsidenten den Fehler begehen, ihren Amtsvorgängern nicht zuzuhören und ihren Rat und ihre Erfahrung zu missachten.

Das Transitionsteam erwartet zwei zentrale Aufgaben. Erstens muss der gewählte Präsident geeignetes Personal für die neue Regierung finden. Dazu zählen zuerst die Kabinettsmitglieder. Sie sind das sichtbare Zeichen einer Veränderung und einer neuen politischen Agenda. Alle Kabinettsposten außer dem Stabschef und dem Vizepräsidenten erfordern die Zustimmung des Senats. Zudem sind rund 4.000 politische Mitarbeiter des öffentlichen Dienstes zu ernennen. Die Dauer der Ernennungen, von denen die führenden Positionen seitens des Senats bestätigt werden müssen, verlängerte sich von Kennedy mit im Schnitt 2,4 Monaten bis zu Clinton auf durchschnittlich 8,5 Monate, während bei Trump Ende 2018 noch eine Reihe von Ämtern unbesetzt waren. Zweitens ist die politische Agenda der neuen Regierung zu formulieren. Wahlversprechen müssen in kohärente Politikvorschläge übersetzt und Gesetzesvorlagen durch den Kongress gebracht werden. Obendrein müssen diese Aufgaben relativ schnell erledigt werden, um einen reibungslosen Start der neuen Regierung am 20. Januar sicherzustellen.⁴

Führungsstile amerikanischer Präsidenten

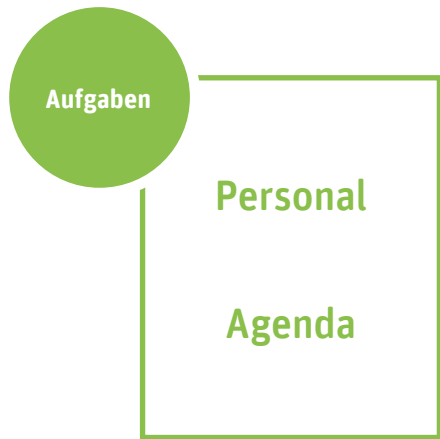
Der Persönlichkeit des Präsidenten wird in Fragen der Führung und Entscheidungsfindung im Weißen Haus zentrale Bedeutung beigemessen. Der Politikwissenschaftler Fred Greenstein misst

Grafik 2: Probleme



Quelle: Manfred Groß

Grafik 3: Aufgaben



Quelle: Manfred Groß

die Leistung von Präsidenten anhand verschiedener Dimensionen und Fähigkeiten.⁵ Will man Führung während der Transition untersuchen, so bietet sich als analytisches Raster diese Art einer Persönlichkeitsanalyse des Präsidenten an. Denn während einer Transition kann gerade ein dominanter gewählter Präsident seinem Charakter voll Ausdruck verleihen. Greenstein definiert sechs Fähigkeiten eines Präsidenten, die über Erfolg oder Misserfolg seiner Präsidentschaft bzw. Transition entscheiden.

Erstens ist die Effektivität als öffentlicher Kommunikator für den Erfolg eines Präsidenten entscheidend. Gemessen daran, dass Kommunikation eine zentrale Aufgabe des Präsidenten ist, waren viele Präsidenten schlechte Kommunikatoren. Roosevelt, Kennedy, Reagan, Clinton und Obama sind positive Ausnahmen. Erfolgreiche Kommunikatoren arbeiteten stets an den Entwürfen ihrer Reden mit und übten ihre Präsentationen. George H. W. Bush erkannte sein mangelndes Talent für große Reden, nutzte daher den zentralen Besprechungsraum

des Weißen Hauses für seine öffentliche Kommunikation und adressierte die Nation nur selten vom Oval Office aus.

Sechs persönliche **FÄHIGKEITEN** eines Präsidenten entscheiden über seinen Erfolg oder Misserfolg.

Zweitens entscheiden die organisatorischen Fähigkeiten über den Erfolg eines Präsidenten. Diese betreffen die Fähigkeit, ein Team zusammenzuschweißen und das meiste aus ihm herauszuholen. Dieses Team sollte die Tendenz der Mitarbeiter, dem Präsidenten das zu erzählen, was er hören will, geringhalten. So ermutigte Roosevelt unterschiedliche Empfehlungen, indem er seine Assistenten gegeneinander ausspielte. Kennedys Methode war es, sei-

Grafik 4: Fähigkeiten

Fähigkeiten des Präsidenten	Erfolgreiche Vertreter	Erfolgreiche Vertreter
kommunikative	Roosevelt, Kennedy, Reagan, Clinton, Obama, Trump	George H. W. Bush, George W. Bush
organisatorische	Truman, Eisenhower, Kennedy, Ford, George H. W. Bush, Obama	Johnson, Carter, Clinton, Nixon, Trump
politische	Johnson, Trump	Carter, Obama
visionäre	Roosevelt, Kennedy, Reagan, George W. Bush, Obama, Trump	George H. W. Bush
kognitive	Clinton, Obama, Eisenhower, Nixon	Carter, Reagan, Trump
emotionale Intelligenz	Eisenhower, Ford, George H. W. Bush, George W. Bush, Obama	Roosevelt, Kennedy, Reagan, Johnson, Nixon, Carter, Clinton, Trump

Quelle: Manfred Groß

nen Bruder Robert und sein Alter Ego Ted Sorensen die Vorschläge der anderen Berater genau untersuchen zu lassen. Aber nicht alle Präsidenten waren offen für ein energisches Für und Wider: Nixon, Reagan und Obama fühlten sich unwohl bei direkten Meinungsverschiedenheiten. Johnsons texanische Mentalität hatte eine entspannende Wirkung auf seine Mitarbeiter. Der Präsident sollte außerdem die Fertigkeit besitzen, effektive institutionelle Regeln zu schaffen. Mitarbeiter von Truman, Eisenhower, Kennedy, Ford, George H. W. Bush und Obama hatten nur Lob für ihre ehemaligen Chefs. Anders verhielt es sich bei Johnson, Carter, Clinton und vor allem Richard Nixon. Manche seiner Mitarbeiter mussten ins Gefängnis wegen seiner Handlungen im Amt.

Drittens tragen die politischen Fähigkeiten eines Präsidenten zum Erfolg seiner Amtszeit bei. Die klassische Feststellung, wie zentral die politischen Fähigkeiten für die Performanz des Präsidenten sind, machte Richard Neustadt. Er fragte, wie der Präsident dem politi-

schen System der USA seinen Stempel aufdrücken kann. Seine Empfehlung war, der Präsident sollte die Macht seines Amtes durchsetzungsstark nutzen, öffentliche Unterstützung aufbauen und sich den Ruf als talentierter und entschlossener Politiker schaffen. Johnson schien seine Methoden direkt aus Neustadts Werk entnommen zu haben.⁶ Carter war genau das Gegenteil davon. Obama hingegen versuchte, mit Verordnungen den gewöhnlichen Gesetzesweg über den oppositionell republikanisch dominierten Kongress zu umgehen, und unterlag damit dem Trugschluss, Politik gestalten zu können. Denn Verordnungen können vom nächsten Präsidenten relativ problemlos beseitigt werden.

Viertens ist die Vision, die ein Präsident hat, entscheidend für seinen Erfolg. Vision ist ein Wort mit vielen Konnotationen – eine ist die Fähigkeit zu inspirieren. Rhetorisch talentierte Präsidenten wie Kennedy, Reagan, Roosevelt und Obama waren dabei überragend. Im engeren Sinn bezieht sich Vision hier auf die Beschäftigung mit dem Inhalt

der Politik, die Fähigkeit, ihre Umsetzbarkeit festzustellen, und die Fertigkeit, übergreifende Ziele zu setzen. Vision umfasst auch die Konsistenz einer Sichtweise. Präsidenten mit einer klaren Sichtweise sind fähig, die Bedingungen des politischen Diskurses zu setzen. Sie dienen als Anker für den Rest der politischen Gemeinschaft. George H. W. Bush war nicht der einzige, dem die „Visions-Sache“ abging. Er steht sinnbildlich für eine Reihe moderner, pragmatischer Präsidenten. Die Kosten einer visionsfreien Führung sind inkonsistente Programme. George W. Bush war genau das Gegenteil seines Vaters. Obamas Vision war, die amerikanische Nation wieder aufzubauen, nachdem der Krieg gegen den Terror das Land ausgezehrt hatte. Nach der Durchsetzung seines Prestigeprojekts, der allgemeinen Krankenversicherung, verblasste seine Vision jedoch zunehmend.

George H. W. Bush steht sinnbildlich für eine Reihe moderner, PRAGMATISCHER Präsidenten.

Fünftens entscheiden kognitive Fähigkeiten und strategische Intelligenz über den Erfolg einer Präsidentschaft. Carter hatte eine ingenieurhafte Neigung, Probleme in seine Einzelteile zu zerlegen. Dies war problematisch, weil er der Regierung keine Richtung vorgeben konnte. Eisenhower und Nixon waren Gegenpole zu Carter. Nixon legte seine Strategie schon zwei Jahre vor der

Wahl zum Präsidenten fest, den Vietnamkrieg zu beenden, ein Gleichgewicht der Mächte mit der Sowjetunion aufzubauen und China zu öffnen. Im letzten Jahr seiner ersten Amtszeit hatte er alle Ziele erreicht. Im Gegensatz zu Nixons Erfolgen stehen die beiden Amtszeiten Bill Clintons. Clinton besaß die Fähigkeit, Ideen und Informationen aufzunehmen und in Bewegung zu setzen, aber sein Denken war eher synthetisch denn analytisch. Seine politischen Impulse führten manchmal dazu, dass er Verstand durch reine Rationalisierung ersetzte. Reagan war kognitiv begrenzt und berüchtigt dafür, dass er seine politischen Initiativen nicht immer perfekt verstand. Dass beide Präsidenten große politische Erfolge hatten, zeigt, dass Intelligenz und Information nicht die einzigen Ursachen präsidentieller Effektivität sind.

Sechstens beeinflusst emotionale Intelligenz den Erfolg eines Präsidenten. Bei Eisenhower, Ford, George H. W. Bush, George W. Bush und Barack Obama war die emotionale Intelligenz relativ ausgeglichen. Roosevelt, Truman, Kennedy, Reagan waren gekennzeichnet von emotionalen Irrungen, die aber zumindest ihre Führungsfähigkeit nicht signifikant schwächten. Johnson, Nixon, Carter und Clinton hingegen waren emotional eingeschränkt. Carters Starrsinn behinderte seinen Erfolg im Weißen Haus. Die gestörte Impulskontrolle Clintons führte ihn an den Abgrund der Amtsenthebung. Nixon war der emotional zerbrechlichste Präsident. Seine Wut und sein Misstrauen waren legendär. Greenstein misst emotionaler Intelligenz die entscheidende Bedeutung bei. Selbstverständlich legt er mit seiner Systematik einen perfekten Präsidenten dar, den es in der Realität

wohl so nie gibt. Dennoch lässt sich anhand seines Rasters deklinieren, inwiefern präsidentielle Führung tendenziell erfolgreich ist. Auf jeden Fall lassen sich so die Stärken und Schwächen eines Präsidenten herausarbeiten und es kann der Erfolg eines Präsidenten bewertet werden.

Emotionale Intelligenz ist für den Politikwissenschaftler Greenstein die WICHTIGSTE präsidentiale Eigenschaft.

Donald Trumps Führungsstil in der Transition

Donald Trumps Transition verlief ruppig und ebenso polarisierend, populistisch und aggressiv wie der Wahlkampf in den Monaten zuvor. Die Trump-Transition begann weit vor dem Wahlabend am 8. November 2016 und lag somit im Einklang mit den gesetzlichen Vorgaben sowie den praktischen Erfordernissen. Bereits im April 2016 wurde Trump über die ersten Schritte der Transition unterrichtet. Im Mai 2016 wurde Trumps Schwiegersohn Jared Kushner beauftragt, ein Transitions-Team aufzubauen. Der Gouverneur des Bundesstaates New Jersey, Chris Christie, wurde zum Vorsitzenden des Teams ernannt. Im Oktober, einen Monat vor den Wahlen, zählte das Transitions-Team mehr als 100 Mitarbeiter. Da Trump im Sommer und Herbst 2016 seine gesamte Energie in den Wahlkampf investierte, trat er dabei persönlich kaum in Er-

scheinung. Das gesamte organisatorische Unterfangen war im Prinzip an seine Mitarbeiter delegiert und schien zu funktionieren.

Die Wahlen am 8. November gewann Trump unerwartet und knapp. Sein populistischer Wahlkampf trug in einer entlang der Parteilinien polarisierten und von Wutbürgern aufgewählten amerikanischen Gesellschaft Früchte. Die im amerikanischen Wahlsystem entscheidende Stimmenmehrheit im Wahlmännnergremium entschied er klar für sich, obwohl er manche Wahlkreise nur mit hauchdünner Mehrheit gewann, während Clinton in anderen Wahlkreisen hohe Gewinnmargen einfuhr. Im Mehrheitswahlrecht der USA führte dies dazu, dass die „popular vote“ klar an Clinton ging.

Am 10. November lud Präsident Obama Trump ins Weiße Haus ein und versprach, „dass es eine erfolgreiche Transition zwischen unseren Präsidentschaften gibt“. ⁷ Darüber hinaus blieb ihre Beziehung kühl und distanziert. Trump bemühte sich nicht, auf die Erfahrungen Obamas zu bauen, und verunglimpfte ihn selbst nach dem Wahlsieg im Stil eines Wahlkämpfers. Bereits am 11. November ersetzte Trump seinen Vorsitzenden des Transitions-Teams, Chris Christie, durch seinen designierten Vizepräsidenten Mike Pence. Im Grunde tat Trump damit einen logischen Schritt, denn in der Tat musste die Transition von jemandem geleitet werden, der das Vertrauen des gewählten Präsidenten genoss. Pence stabilisierte den Prozess der Transition. Als Gouverneur des Bundesstaates Indiana und Abgeordneter im Repräsentantenhaus war er ein Washington-Insider und setzte Trumps Vorgaben mit unbedingter Loyalität um.

Trumps Transition war genauso POLARISIEREND und populistisch wie sein Wahlkampf.

Nach seiner Wahl schien Trump seinen Managementansatz, der ihn in der Unterhaltungs- und Baubranche erfolgreich gemacht hatte, unverändert zu verfolgen. Er hatte nie einen direkten Vorgesetzten und konnte auch keine Erfahrung mit großen Bürokratien vorweisen. Ebenso fehlte ihm die Erfahrung, mit dem Kongress zusammenzuarbeiten. Insofern war er für das Amt des Präsidenten schlecht vorbereitet. Trumps Stil war zwanglos und arbiträr: „Sie können meine Leute anrufen, oder mich – es macht keinen Unterschied – wir haben keine formelle Kommandokette hier.“⁸ In seinem Buch „Die Kunst des Erfolges“ schrieb Trump: „Ich lasse meine Tür offen. Man kann nicht einfallreich oder unternehmerisch sein, wenn man zu viel Struktur hat. Ich will jeden Tag arbeiten und sehe dann, was sich tut.“⁹ Dieser Führungsstil war ein Unikum unter amerikanischen Präsidenten und es darf bezweifelt werden, ob er der Würde des Amtes angemessen ist.

Bei der Ernennung des wichtigsten Personals baute Trump zwei gegenläufige Lager auf, die später im Weißen Haus um Macht und Einfluss konkurrierten. Eine Gruppe waren Trump-Loyalisten, die nationalistisch, nativistisch und populistisch agierten. Ihr gegenüber standen konservative Republikaner und internationale Realisten. Dem nationalis-

tischen Lager stand Steve Bannon vor. Er wandte sich gegen das transpazifische Handelsabkommen TPP und gegen die nordamerikanische Freihandelszone Nafta, stellte das westliche Verteidigungsbündnis, die NATO, infrage, torpedierte das Iran-Abkommen und forcierte die Aufkündigung des Pariser Klimaabkommens. Dabei war er pro-russisch eingestellt und leugnete die russischen Manipulationsversuche der Wahlen. Er stellte sich gegen Immigration und war federführend in der präsidentiellen Verordnung eines Einreiseverbots gegen Staaten mit einer muslimischen Bevölkerungsmehrheit. Innenpolitisch setzte er sich zum Ziel, den so genannten Verwaltungsstaat zu dekonstruieren. Im Grunde sahen die Nationalisten traditionelle Republikaner als Teil des Washingtoner „Sumpfes“ an, der ausgetrocknet werden müsse.

Dieses Lager der traditionellen konservativen Republikaner und realistischen Internationalisten bestand aus Gary Cohn, dem Vorsitzenden des Nationalen Wirtschaftsrats, General H. R. McMaster, dem Nationalen Sicherheitsberater, und Rex Tillerson, dem Außenminister. Sie setzten sich für Freihandel ein, waren skeptisch gegenüber Russland und sprachen sich für eine internationale Führungsrolle der USA aus. Während der Transition war unklar, welche Gruppe für den Präsi-

Trump baute zwei GEGENLÄUFIGE Lager auf, die im Weißen Haus um Macht und Einfluss konkurrierten.

denen sprach, da Trump manchmal die Position der einen, manchmal die Position der anderen Gruppe einnahm und zudem seine Positionen mehrfach änderte.

Neben diesen beiden ideologischen Lagern gewannen Trumps Tochter Ivanka und vor allem sein Schwiegersohn Jared Kushner bedeutenden Einfluss im Weißen Haus. Kushner war für eine Nahoststrategie der USA verantwortlich, ebenso für eine Strategie gegenüber Mexiko und China. Sein Portfolio stand sinnbildlich für Trumps Abhängigkeit von Loyalisten, seiner Unerfahrenheit im Management politischer Organisationen und dem Fehlen eines geregelten Politikprozesses. Problematisch an dieser Konstellation war, dass gewöhnliche Mitarbeiter des Präsidenten sich es mit ihm nicht verscherzen wollten und daher wider besseren Wissens keine den Familienmitgliedern konträre Position einnahmen. Die Folge davon war, dass Trump nicht alle Handlungsoptionen präsentiert wurden und die Gefahr eines „Gruppendenkens“ stieg.

Erratische Persönlichkeit und improvisierte Transition

In seiner ersten Pressekonferenz als Präsident am 16. Februar 2017 behauptete Donald Trump: „Diese Regierung läuft wie geschmiert.“¹⁰ Nach der Analyse von Trumps Transition darf diese Behauptung bezweifelt werden. Nimmt man Greensteins Kriterien zum Maßstab einer Führungsstilanalyse des Präsidenten, so trat Trump als spontaner Kommunikator in Erscheinung, der in der Transition impulsiv agierte, mit unterschiedlichen ideologischen Fraktionen seiner Regierung paktierte und sich nicht scheute, seine Positionen situativ fundamental zu ändern. Die direkte

Kommunikation via Twitter nutzte Trump exzessiv und umging damit die traditionelle Rolle der Medien als Mittler und Vermittler politischer Botschaften. Oft war es für Analysten nicht möglich zu sagen, ob diese Wendungen kalkuliert, nicht beabsichtigt oder einfach unwissend waren.

Seine organisatorischen Fähigkeiten waren insofern nachvollziehbar, als er mehrere ideologische Fraktionen im Weißen Haus und in der Regierung aufbaute und sie konkurrieren ließ. Als Fehler entpuppten sich die bedeutenden Rollen, die er seiner Tochter Ivanka und noch mehr seinem Schwiegersohn Kushner zuwies. Politisches Feingefühl erwies Trump bisher nicht. Oft präsentierte er sich als der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen. Impulsive Entlassungen wie die des FBI-Chefs James Comey schädigten die Institutionen der USA, die Zusammenarbeit mit dem Kongress erwies sich als schwierig. Trumps kognitive Fähigkeiten und seine emotionale Intelligenz sind schwer zu beurteilen. Einige Psychologen wagten zwar eine Ferndiagnose und erklärten Trump für verrückt, untergruben dadurch aber eher ihre eigene Glaubwürdigkeit und das Vertrauen in seriöse wissenschaftliche Arbeit. Sein oftmals erratisches Verhalten, seine vielen Kehrtwendungen, seine öffentlich via Twitter verkündeten Entlassungen oder Zurechtweisungen leitender Mitarbeiter, seine Diskriminierung von Richtern und politischen Gegnern und seine offensichtlichen Lügen ließen das Gefühl mangelnder emotionaler Intelligenz gepaart mit dem Eindruck, dem Amt nicht gewachsen zu sein, aufkommen. Zweifelsohne hatte Trump jedoch eine Vision. Diese Vision war geprägt von einer nationalistisch-nativistischen Sicht

Amerikas, die das alte Amerika des frühen 20. Jahrhunderts beschwor. Dieses Amerika wünschten sich Trumps Stammwähler zurück. Davon wurden Trumps Protektionismus und seine Abgabe an eine internationalistische Außenpolitik gespeist.

In seinem ersten Amtsjahr schienen traditionell konservative Republikaner und die realistischen Internationalisten Trumps Visionen Grenzen zu setzen. So verhinderten Tillerson und McMaster die Kündigung des Iran-Abkommens und bewahrten die transatlantischen Beziehungen vor einer Zerreißprobe. Mit der Entlassung Tillersons und McMasters, mit dem Rücktritt Gary Cohns sowie der Berufung John Boltons zum nationalen Sicherheitsberater standen ausgleichende Kräfte in

**Die Trump-Transition wirkte
IMPROVISIERT und ist selbst nach
zwei Jahren im Amt noch nicht
abgeschlossen.**

der amerikanischen Regierung mehr denn je zur Disposition. Anonyme Zuschriften an die New York Times und Bob Woodwards Enthüllungen ließen die Führung in Trumps Weißem Haus als disruptiver und volatiler denn je erscheinen. Die Trump-Transition wirkte improvisiert und sucht selbst nach zwei Jahren im Amt nach ihrer historischen Interpunktion. ///



/// MANFRED GROB M.A.

ist Referent der Vizepräsidentin an der Hochschule für angewandtes Management (HAM) in Ismaning, an welcher er auch die Stabsstelle Qualitätsmanagement innehat.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Pfiffner, James: Presidential Transitions, in: The Oxford Handbook of the American Presidency, hrsg. von George Edwards und Williams Howell, New York 2009, S. 85-107.
- ² Vgl. Halchin, L. Elaine: Presidential Transitions: Issues Involving Outgoing and Incoming Administrations. Congressional Research Service: CRS Report RL34722, 7.5.2017.
- ³ Vgl. Burke, John: The Contemporary Presidency: The Obama Presidential Transition: An Early Assessment, in: Presidential Studies Quarterly 3/2009, S. 574-604.
- ⁴ Vgl. Pfiffner, James: presidential transitions, in: Encyclopedia of the American Presidency, hrsg. von Michael Genovese, New York 2009, S. 373-375.
- ⁵ Vgl. Greenstein, Fred: The Qualities of Effective Presidents: An Overview from FDR to Bill Clinton, in: Presidential Studies Quarterly 1/2000, S. 178-185.
- ⁶ Vgl. Neustadt, Richard: Presidential Power and Modern Presidents, New York 1990.
- ⁷ Zit. nach The Washington Post – Team Fix: Transcript: President Obama’s remarks on Donald Trump’s election: https://www.washingtonpost.com/news/the-fix/wp/2016/11/09/transcript-president-obamas-remarks-on-donald-trumps-election/?utm_term=.4f3dff1784c8, Stand: 1.11.2018 (Übersetzung durch Manfred Groß).
- ⁸ Zit. nach Balakrishnan, Anita: Trump meets with tech titans as Bezos lauds “productive” session, in: CNBC Tech, 14.12.2016: <https://www.cnbc.com/2016/12/14/trump-to-tech-leaders-no-for-mal-chain-of-command-here.html>, Stand: 1.11.2018 (Übersetzung durch Manfred Groß).
- ⁹ Trump, Donald: The Art of the Deal, New York 1987, S. 1 (Übersetzung durch Manfred Groß).
- ¹⁰ Zit. nach Struyk, Ryan: President Trump says his administration is “running like a fine-tuned machine”, in: ABC News, 16.2.2017 (Übersetzung durch Manfred Groß).